

Rudolf Braun (18. April 1930 – 19. Mai 2012)

Eine Reise in das damals kommunistische und fast hermetisch abgeriegelte Albanien in den 1980er Jahren: Uns Schweizern fällt immer wieder der Umgang der Einheimischen mit Zeit auf, der so ganz anders ist als der unsere. Den Strassen entlang liegen am Mittag Menschen unter den Bäumen und schlafen, während ihr Esel daneben grast, in den Fabriken stehen die Arbeiter zusammen, rauchen eine Zigarette oder plaudern gemütlich. Gleichzeitig sind die Plätze und Hallen mit Arbeits-Parolen und Bildern der fleissigsten Arbeiter tapeziert. Was man hier erlebt, ist offensichtlich die sozialistische Variante des Versuchs, ein neues Zeit- und Arbeitsverständnis einzuführen, wie es Rudolf Braun für das Zürcher Oberland des 18. und 19. Jahrhunderts so eindrücklich beschrieben hat. In seinen herausragenden Werken «Industrialisierung und Volksleben» (1960) und «Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert» (1965) wurde erstmals deutlich, wie sehr die Industrialisierung nicht nur die Produktionsformen und die wirtschaftlichen Strukturen, sondern den gesamten Alltag und das Verhalten der Menschen veränderte; ein Prozess, der eine lange Phase des Drucks, der Disziplinierung und schliesslich der Gewöhnung benötigte, wie Braun anschaulich am Beispiel des Zeitmanagements in frühen Industriebetrieben beschrieb.

Mit Rudolf Braun ist einer der wichtigsten Vertreter einer historischen Anthropologie und der international bedeutendste Pionier sozial- und alltagsgeschichtlicher Forschung der Schweiz verstorben. Sein Forschungsinteresse an der Lebenswelt der einfachen Menschen und am komplizierten Verhältnis von Tradition und Moderne zeigten seine Herkunft aus seinem ursprünglichen Studienfach Volkskunde und den prägenden Einfluss seines verehrten Lehrers Richard Weiss.

Mit seinen beiden Büchern zum Zürcher Oberland machte Braun deutlich, wie fundamental sich das Verhalten der Menschen änderte, aber auch, wie langsam dieser Prozess vonstatten ging und wie sehr sich die neuen Formen, etwa der Pünktlichkeit oder des Arbeitstempos, schliesslich wiederum als selbstverständliche Eigenschaften in den Habitus der Menschen einschrieben – eine Einsicht, die manchen eindimensionalen Forschern und Politikern bis heute verschlossen bleibt, die entweder glauben, mit Geld und Technik lasse sich alles rasch ändern, oder aber, die jeweilige Haltung sei in die «Natur» der jeweiligen Bevölkerung gleichsam genetisch eingeschrieben. Braun öffnete uns die Augen für die Komplexität solcher Prozesse, für die Verbindungen eines fundamentalen makroökonomischen Strukturwandels mit den angeblich kleinsten Nebensächlichkeiten wie Zeit- oder Konsumverhalten und Vergnügungen der Menschen.

Er verband die detailreiche empirische Forschung der damaligen Volkskunde mit den Konzepten der amerikanischen Kulturanthropologie und mit sozialgeschichtlichen Ansätzen zu dem, was man heute als Historische Anthropologie bezeichnet und was mit dem sogenannten cultural turn nochmals als Entdeckung

gefeiert wurde, nur zu oft in Form grossspuriger Theorien mit wenig Empirie. Braun hingegen entwickelte seine Konzepte in einem induktiv-herantastenden Vorgehen aus dem Kleinen, der präzisen Beobachtung und der subtilen Analyse.

Aus der Verbindung der verschiedenen Zugänge entstand ein Werk, das als seiner Zeit weit voraus bezeichnet werden darf. Braun sah trotz der Betonung struktureller Zusammenhänge die Menschen nicht einfach als Unterworfenen übergeordneter Entwicklungen, sondern als handelnde Subjekte, ein Ansatz der später die Alltagsgeschichte in erbitterte Konflikte mit der älteren Sozialgeschichte à la Jürgen Kocka und Hans-Ulrich Wehler stürzte, was Rudolf Braun einmal mehr zum einsamen Forscher werden liess, hatte er Mikro- und Makro-Perspektive doch seit jeher miteinander verbunden. Kennzeichnete die «Andacht zum Unbedeutenden» eine Qualität volkskundlicher Forschung, wurde das mikrohistorische «Klein-Klein» (Jürgen Kocka) zum methodischen Bias der Alltagsforschung, mit dem ihr Verallgemeinerbarkeit und Aussagekraft abgesprochen wurden. Viele der Argumente, die in dieser Kontroverse gegen die Mikroperspektive ins Feld geführt wurden, hatte Braun bereits entkräftet. Eine Annäherung an das Kleine, Lokale, wie sie die Alltagskulturforschung sucht, bedeutet nicht, nur kleine Dinge anzuschauen. «Der Ort der Untersuchung ist nicht der Gegenstand der Untersuchung. Ethnologen untersuchen nicht Dörfer (Stämme, Städte, Wohnbezirke ...), sie untersuchen in Dörfern», schrieb Clifford Geertz, dem der junge Braun in Chicago begegnet war. Geertz meinte damit, dass durch die Konzentration auf ein begrenztes Beobachtungsfeld eine qualitative Erweiterung der Erkenntnismöglichkeiten erreicht wird und die Wechselbeziehungen kultureller, sozialer, ökonomischer und politisch-herrschaftlicher Momente als lebensgeschichtlicher Zusammenhang in den Blick geraten. Dieser Ansatz schliesst die Perspektive auf umfassendere Zusammenhänge wie die Erörterung allgemeiner Probleme keineswegs aus, wie Brauns Arbeiten immer wieder gezeigt haben.

Grossen Theorien stand er allerdings skeptisch gegenüber, seine Arbeit zielte auf Theorien mittlerer Reichweite, wie er sie nannte, die nicht vorgaben, den Universalschlüssel zum Verständnis gesellschaftlicher Entwicklungen zu liefern, sondern empiriegesättigt spezifische Bereiche und Themen analysierten. Auch hier war er dem Kleinen oder Mittleren verpflichtet, nicht dem angeblich grossen Wurf. Ideologische Schaumschlägerei war ihm ebenso zuwider wie stromlinienförmige Duckmäuserei. Unideologisch und undogmatisch konnte er sich über solche Verhaltensweisen auf brillante Weise lustig machen. Seine Liebe zu den kleinen Leuten besass weder die bevormundende Form vieler aus «gutem Hause» stammender 68er-Theoretiker, die diese Welt nur von ferne und aus Büchern kannten, noch die populistisch-anbiedernde Herablassung hemdsärmlicher Politiker. Er sah weder Helden noch Stimmvieh, sondern einfach nur Menschen mit Stärken und Schwächen, die ihr Leben im Rahmen der jeweiligen gesellschaftlichen Bedingungen und Zwänge zu gestalten versuchten und sich ihre Freiräume und Nischen erkämpften.

1930 in Basel geboren, studierte Rudolf Braun zwischen 1950 und 1958 Volkskunde und Geschichte in Freiburg im Breisgau, Basel und Zürich. 1958 promo-

vierte er im Fach Volkskunde bei Richard Weiss in Zürich. Seine bereits erwähnten Werke zum Zürcher Oberland, die als Dissertation (1958, Universität Zürich) und Habilitation (1964, Universität Bern) zugleich wissenschaftliche Qualifikationsarbeiten darstellten, wurden zu Pionierarbeiten der Sozial- und Alltagsgeschichte, die ihn international bekannt machten. Oft vergessen geht bei ihrer Würdigung, dass Braun seine historischen Forschungen mit Felderfahrungen verband, was konkret bedeutete, dass er in einer Textilfabrik arbeitete. Er hatte keine Angst, sich die Hände schmutzig zu machen, weder als Fabrikarbeiter noch als Wissenschaftler. Trotz der engen Verbundenheit mit Richard Weiss lehnte Braun jedoch ab, als er nach dessen Unfalltod 1962 die Professur für Volkskunde in Zürich angetragen bekam. Er fühlte sich noch nicht in der Lage, diesen Platz einzunehmen, was für das Fach Volkskunde einen erheblichen Verlust an wissenschaftlicher Kreativität und Innovation bedeutete. Doch Braun behielt sein Interesse für das Kleine, Lokale, für das begrenzte Beobachtungsfeld bei und prägte damit die sozial- und alltagshistorische Forschung.

Nach seinem 1968 erfolgten Ruf als Professor für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte an die Freie Universität Berlin kehrte er bereits 1971 an die Universität Zürich zurück, wo er bis zu seiner Emeritierung 1995 eine Professur für Allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und neuesten Zeit inne hatte. Er schlug Rufe auch an berühmteste Universitäten aus, entzog sich ohnehin dem akademischen Betrieb, dem er eher skeptisch gegenüberstand, so gut er konnte. Seine anschauliche, klare Sprache war denn auch fern jedes Wissenschaftsjargons. Aber auch öffentlichen Auftritten stand er reserviert gegenüber. Belehrungen von der Kanzel waren ihm fremd. Dennoch gehörte gesellschaftspolitisches Engagement ganz selbstverständlich zu seiner Arbeit. So interessierte er sich etwa auch für entwicklungspolitische Fragen, mit denen er sich als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kulturanthropologie in Chicago auseinandergesetzt hatte. Und in der Schweiz gehört er mit Arnold Niederer, der den Lehrstuhl von Richard Weiss übernommen hatte, zu den Pionieren der Migrationsforschung. In seinem Buch «Sozio-kulturelle Probleme der Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz» (1970) verband er sein Schreibtalent mit sozialwissenschaftlicher Empirie zu einem Werk, das zugleich als politischer Positionsbezug gegen Fremdenfeindlichkeit gemeint war und bis heute aktuell bleibt.

Mit seinen Arbeiten zum Tanz («Macht des Tanzes – Tanz der Mächtigen. Hofeste und Herrschaftszeremoniell 1550–1914») und zum Körper («Der ‹gelehrige› Körper als wirtschaftlich-industrieller Wachstumsfaktor» (Jahrbuch des Wissenschaftskollegs zu Berlin 1989/90), die er als ausgebildeter Turn- und Sportlehrer und begeisterter Tänzer auch aus der Perspektive des «Anwenders» bestens kannte, betrat er wiederum Gebiete, die dann in den performance studies und in der Körperforschung verschiedener Disziplinen breite Aufmerksamkeit fanden.

Rudolf Brauns immer witzige und selbstironische Vorlesungen vermittelten ein differenziertes Bild der sozialen, wirtschaftlichen und alltagskulturellen Entwicklungen in der Schweiz und in Europa. Sein Buch «Das ausgehende Ancien Régime

in der Schweiz. Aufriss einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts» (1984) bietet einen Ausschnitt dieses reichen Wissens. Das Studium bei ihm erinnert aber auch an Zustände, die uns im Zeitalter der totalen Prävention kaum mehr möglich erscheinen, wurde doch damals in den Seminaren noch geraucht. Wenn Braun als leidenschaftlicher Raucher und die vielen ihm nacheifernden Studierenden alles zunebelten, diente das zwar vielleicht der wissenschaftlichen, nicht jedoch der optischen Transparenz im überfüllten Seminarraum.

Seine Verletzlichkeit, wesentlich bestimmt durch die Erfahrungen der 68er-Studentenproteste in Berlin, machte ihn zu einem bisweilen dünnhäutigen Menschen, was auch seine Beziehungen zu Schülern und Schülerinnen und Mitarbeitenden beeinflusste. Doch wer ihn beim Jassen oder beim Scherzen mit seinen Freunden erlebte, lernte einen warmherzigen Menschen kennen.

Einmal in der Woche gönnte er sich eine Stunde mit dem zweiten Ruedi am Historischen Seminar der Universität Zürich, seinem Kollegen und Freund Rudolf von Albertini. Die beiden Professoren liebten diese Treffen, bei denen sie nicht nur über Gott und die Welt (und natürlich Sport) diskutierten, sondern scherzten und bisweilen geradezu spitzbübisch herumalberten – klug, frech, abgründig. Sichtbar wurden zwei ältere Herren, die bei aller wissenschaftlichen Seriosität vor allem eines geblieben waren: Menschen, die sich ihre Sensibilität bewahrt hatten, die ein feines Gespür für die Gesellschaft und für Macht in all ihren Facetten wie auch für individuelle Schicksale besaßen, die ihre eigenen Schwächen ebenso kannten wie ihre Stärken und die deshalb nicht nur herausragende akademische Lehrer, sondern Respektspersonen waren, die man gerade wegen ihrer Vielschichtigkeit und menschlichen Tiefe achtet.

Walter Leimgruber, Konrad Kuhn